



Karl Kraus

Die demolierte Literatur

Wien, 1897.

Leipzig, Januar 2012

Für den Inhalt der Inserate übernimmt die Redaction keine Verantwortung.

Soeben in DRITTER AUFLAGE erschienen:

Die Demolirte Literatur.

Von **KARL KRAUS.**

Mit einem Titelbild von Hans Schliessmann.

M. G. Conrad äußert sich im »*Deutschen Dichterheim*« über »*Die demolirte Literatur*« folgendermaßen:

Die 36 Seiten kosten 40 kr. Sie sind das Geld wert. Man bringt mit Hilfe dieser geistvollen Parodierung der Wiener Café Griensteidl-Literatur wirklich das Unglaubliche fertig: die abgerackertsten Karrengäule im Triumphzug der decadenten Poseure erwecken nicht fade Unlustgefühle, sondern herzliches, gesundes Lachen. Die uns das anzuthun vermögen, allerdings erst durch die Zubereitung, die sie in der Küche des genial kaustischen Karl Kraus erfahren — verdienen wahrhaftig ein Denkmal. Und Vieles, was sich hier urwienerisch ausspricht, ist zugleich urmünchenerisch und urberlinerisch. Für den Kenner der letzten zehn Jahre Jung-Literatur verstärkt sich also der Eindruck aufs Erfreulichste. Diese biedereren alten Knaben, die nie jung gewesen und nie zur Reife gekommen sind, eben weil sie keine Natur in sich hatten, sondern nur Moment-Witze und -Blitze, Umsturzprogramme, technische Wunder-Recepte und artistische Posen, die also mehr Théâtre varié denn Literatur im Leibe hatten — sie haben doch nicht umsonst gelebt und »Bewegung« gemacht. »*Die demolirte Literatur*« zeigt classisch, wie nutzbar und amusant sie sind.

»*Berliner Fremdenblatt*« (in einem Feuilleton): »*Die demolirte Literatur*« enthält eine gewaltige Summe von gesunder, witziger Satire, scharfer Beobachtung und wirklicher Menschenkenntnis; die Pointen sind messerscharf, ohne geklügelt zu sein, die Sprache selbst das eleganteste, makelloseste Deutsch, das der Autor mit der Bravour eines Künstlers zu meistern und für seine Zwecke zu verwenden weiß. Karl Kraus gehört momentan zu den bestgehassten Schriftstellern Jung-Wiens; nur muss man mich auch recht verstehen, gehasst wird er von denen, die er angegriffen hat: Mit der unbarmherzigen Geißel der Satire jagte er die Clique, die sich in der Literatur breit macht und sich gegenseitig in die Höhe poussieren will, von ihren bequemen Ruhe- und Plauderplätzchen auf. Manche Partien aus der »*Demolirten Literatur*« enthalten Aperçus, die zum Besten gehören, was Satire je geschaffen.

Die Anzeige der dritten Auflage aus Heft 3 der 'Fackel' vom April 1899.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
In **FÜNFTER AUFLAGE** erschienen:
DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von **KARL KRAUS**.

MIT EINEM TITELBILD VON HANS SCHLISSMANN.

Preis 80 h, mit portofreier Zusendung 90 h.

„**Neue Freie Presse**“: Eine in allen Kreisen mit ungetheiltem Beifall aufgenommene geistreiche Satire. Das lustige Büchlein ist mit einem Titelbilde von Hans Schliessmann geziert, welches den »Herrn aus Linz«, den Helden der Satire, zeigt, wie er unter Zeichen des Protestes von einem mit dem Krampen versehenen »Krowoten« und einer dazugehörigen »Krowotin« aus den Trümmern des demolirten Cafés Griensteidl mittelst Brachialgewalt fortgeschleppt wird.

Eine Anzeige der fünften Auflage aus Heft 91 der 'Fackel' vom Januar 1902. Der Text stammt aber aus der Zeit der Erstauflage (1897), als KK noch »ganz lieb« zur »Neuen Freien Presse« war. Ein kleiner Scherz über diese, die nach Erscheinen der ersten Fackel—Hefte ihn völlig totschiieg, d. h. niemals seinen Namen oder den seiner Zeitschrift nannte.



Hermann Bahr, »der Herr aus Linz«, im Jahr 1891

Wien wird jetzt zur Großstadt demoliert. Mit den alten Häusern fallen die letzten Pfeiler unserer Erinnerungen, und bald wird ein respektloser Spaten auch das ehrwürdige Café Griensteidl dem Boden gleichgemacht haben. Ein hausherrlicher Entschluß, dessen Folgen gar nicht abzusehen sind. Unsere Literatur sieht einer Periode der Obdachlosigkeit entgegen, der Faden der dichterischen Produktion wird grausam abgeschnitten. Zu Hause mögen sich Literaten auch fernerhin froher Geselligkeit hingeben, das Berufsleben, die Arbeit mit ihren vielfachen Nervositäten und Aufregungen, spielte sich in jenem Kaffeehause ab, welches wie kein zweites geeignet schien, das literarische Verkehrszentrum zu präsentieren. Mehr als ein Vorzug hat dem alten Lokale seinen Ehrenplatz in der Literaturgeschichte gesichert. Wer gedenkt nicht der schier erdrückenden Fülle von Zeitungen und Zeitschriften, die den Besuch unseres Kaffeehauses gerade für diejenigen Schriftsteller, welche nach keinem Kaffee verlangten, zu einem wahren Bedürfnis gemacht hatte? Braucht es den Hinweis auf sämtliche Bände von Meyer's Conversations—Lexikon, die, an leicht zugänglicher Stelle angebracht, es jedem Literaten ermöglichten, sich Bildung anzueignen? Auf das reiche Schreibmaterial, das für unvorhergesehene Einfälle stets zur Hand war? Namentlich die jüngeren Dichter werden das intime, altwienerische Interieur schmerzlich entbehren, welches, was ihm an Bequemlichkeit gefehlt, jederzeit durch Stimmung zu ersetzen vermocht hat. Nur der große Zug, der hin und wieder durch diese Kaffeehaus—Idylle ging, wurde von den sensiblen Stammgästen als Stilwidrigkeit empfunden, und in der letzten Zeit häuften sich die Fälle, daß junge Schriftsteller angestrenzte Produktivität mit einem Rheumatismus bezahlten. Daß in einem so exzeptionellen Café auch die Kellnernatur einen Stich ins Literarische aufweisen mußte, leuchtet ein. Hier haben sich die Marqueure in ihrer Entwicklung dem Milieu angepaßt. Schon in ihrer Physiognomie drückte sich eine gewisse Zugehörigkeit zu den künstlerischen Bestrebungen der Gäste, ja das stolze Bewußtsein aus, an einer literarischen Bewegung nach Kräften mitzuarbeiten. Das Vermögen, in der Individualität eines jeden Gastes aufzugehen, ohne die eigene Individualität preiszugeben, hat diese Marqueure hoch über alle ihre Berufskollegen emporgehoben, und man mochte nicht an eine Kaffeemiesdengenossenschaft glauben, die ihnen die Posten vermittelte, sondern stellte sich vor, die deutsche Schriftstellergenossenschaft habe sie berufen. Eine Reihe bedeutender Kellner, welche in diesem Kaffeehause gewirkt haben, bezeichnet die Entwicklung des heimischen Geisteslebens. Eine überholte Dichtergeneration sah Franz, den Würdigen, dessen Andenken noch in zahlreichen Anekdoten festgehalten wird. Es lag Stil und Größe darin, wenn er einem Passanten, der nach zwanzig Jahren wieder einmal auftauchte, dieselbe Zeitung unaufgefordert in die Hand gab, die jener als Jüngling begehrt hatte. Franz, der k. k. Hof—Marqueur, hat eine Tradition geschaffen, welche heute von den Jungen über den Haufen geworfen ist. Mit dem Tode des alten Kellners, dessen hofrätliche Würde schlecht zu dem Sturm und Drang der Neunzigerjahre gepaßt hätte, begann eine neue Ära. Franz, der mit Grillparzer und Bauernfeld verkehrt hatte, erlebte es noch, wie der Naturalismus seinen Siegeslauf von Berlin in das Café Griensteidl nahm und als kräftige Reaktion gegen ein schöngeisterndes Epigonentum von einigen Stammgästen mit Jubel aufgenommen ward. Seit damals gehört das Café Griensteidl der modernen Kunst. Eine neue Kellnergeneration stand bereit, sich mit dem komplizierten Apparat von Richtungen, die in der Folge einander ablösten, vertraut zu machen; die bis dahin einer veralteten Literatur als Zuträger gedient hatten,

waren nun als Zahlmarqueure einer modernen Bewegung mit der Umwertung aller Werte beschäftigt sie verstanden es, mit der Zeit zu gehen, und genügten bald den Anforderungen einer gesteigerten Sensitivität. Die Stimmungsmenschen, die jetzt wie die Pilze aus dem Erdboden schossen, wünschten seltene Farbenkompositionen für Gefrorenes und Melange, es machte sich das Verlangen nach inneren Erlebnissen geltend, so daß die Einführung des Absinths als eines auf die Nerven wirkenden Getränkes notwendig wurde. Sollte die heimische Literatur aus Paris und Deutschland ihre Anregungen erhalten, so mußte das Kaffeehaus sich die Einrichtungen von Tortoni und Kaiserhof zum Muster nehmen.

Bald war man mit dem konsequenten Realismus fertig, und Griensteidl stand im Zeichen des Symbolismus. »Heimliche Nerven!« lautete jetzt die Parole, man fing an, »Seelenstände« zu beobachten und wollte der gemeinen Deutlichkeit der Dinge entfliehen. Eines der wichtigsten Schlagworte aber war »Das Leben«, und allnächtlich kam man zusammen, sich mit dem Leben auseinanderzusetzen oder, wenn's hoch ging, das Leben zu deuten.

Die ganze Literaturbewegung einzuleiten, die zahlreichen schwierigen Überwindungen vorzunehmen, nicht zuletzt, dem Kaffeehausleben den Stempel einer Persönlichkeit aufzudrücken, war ein Herr aus Linz berufen worden, dem es in der Tat bald gelang, einen entscheidenden Einfluß auf die Jugend zu gewinnen und eine dichte Schar von Anhängern um sich zu versammeln. Eine Linzer Gewohnheit, Genialität durch eine in die Stirne baumelnde Haarlocke anzudeuten, fand sogleich begeisterte Nachahmer — die Modernen wollten es betont wissen, daß ihnen der Zopf nicht hinten hing. Alsbald verbot der verwegene Sucher neuer Sensationen aus Linz seinen Jüngern, von dem »Kaiserfleisch des Naturalismus« zu essen, empfahl ihnen dafür die »gebackenen Dukaten des Symbolismus« und wußte sich durch derlei zweckmäßige Einführungen in seiner Position als erster Stammgast zu behaupten. Seine Schreibweise wurde von der literarischen Jugend spielend erlernt. Den jüngsten Kritikern öffnete er die Spalten seines neugegründeten Blattes, welches allwöchentlich den Bahnbrecher und seine Epigonen in engster Nachbarschaft sehen ließ und noch heute eine nur durch die Verschiedenartigkeit der Chiffren gestörte Stileinheit aufweist. Damals, als er noch nicht die abgeklärte Ruhe des weimarischen Goethe besaß, war es für die Anfänger noch schwer, ihm durch das Gestrüpp seines seltsam verschnörkelten und kunstvoll verzweigten Undeutsch zu folgen. Heute, wo er Goethe kopiert, findet er die meisten Nachahmer, und kaum einen seiner Schüler gibt es, der um den Unterschied zwischen einem »Kenner« und einer »Menge« verlegen wäre.

Hier eine der Wirklichkeit nahekommende Stilprobe aus der Zeit, da die französiere Art des Meisters noch nicht mit Goethe'schen Sprachelementen durchsetzt war. Über das Werk eines Griensteidl—Gastes und seine Einführung im »Deutschen Volkstheater« mag er sich etwa geäußert haben:

»Es ist, je öfter man in dieses 'Deutsche Volkstheater' — mit den Führungszeichen um jeden Preis — hineingeht, ein gewaltsamer Ärger über die Darstellung, über diesen Herrn Kadelburg mit der Eleganz vom Tapezierer und über dieses Publikum mit den Ansichten vom Wurstelprater. Man kennt den Schnitzler. Ich habe, wie ich neulich die Dränge des jüngsten Österreich zeigte, die be-

sondere Art des Schnitzler gelehrt. Es paßt das herbe Wort des heimlichen und geflissentlich komischen Julius Bauer, dort, wo er eigentlich schon mehr Isidor Fuchs heißt: 'ein kleiner Beamter hat nichts, aber das hat er sicher.' Er will den Viveur, aber mit der wienerischen Note, nicht in der Technik der Franzosen, wie ihn etwa Pierre Blanchard gezeichnet haben würde oder ein anderer französischer Eigenname, den nur ich kenne, wenn ich von Ferry Beraton absehen will, der ihn dann aber auch von mir hat. Es ist dies die Kunst der Nerven, von den Nerven auf die Nerven, und man muß dabei an Berti Goldschmidt denken und an die *psychologie blasée* der Stendhal und Huysmans, von den Goncourt's über Lavedan bis zu Loris und Maurice Barrès und nach Portoriche, die mit der feinen Nase für den Geruch der Dinge, die wie ein letzter Rest von Champagner ist und sich wie die zähe Schmeichelei verblasster alter Seide fühlt, aber immer ein bißchen in dem lieben traulichen Wienerisch des Canaletto. Er gibt müde Stimmungen, die um die Kunst der Watteau und Fragonard sind, mit der weichen Grazie der Formen und mit den halben, heimlichen Konturen, die sich nur noch nicht recht trauen. Aber es gärt noch. Seine Kunst sucht Harmonie. Ein Rest bleibt. Das sind die kurzen Sätze. Ich kann nichts dafür. Es sind verwegene, ungestüme und verworrene Triebe, die drängen. Aber der zuversichtliche Gestalter des intimen Erlebnisses, das Kunst verlangt, setzt sich bald durch. Und nun die Darstellung. Da will Vieles nicht. Manches gelingt. Die Sandrock war wieder ein köstliches Wunder an reiner Kraft und Schönheit. Aber ihre fürstliche Kunst war allein. Nur Herr Nhil darf sich noch an ihr messen, allenfalls auch der sicher wachsende Giampietro und Tewele, wenn er sich die Nase abgewöhnen möchte. Bei den anderen mußte ich an Iglau denken, dort, wo es schon Leitomischl ist. Es war schändlich und beleidigend. Freilich fehlt die Regie. Künstlerische Triebe zerfahren. Ein besserer Tapezierer und Kadelburg kann nicht helfen. Die sichere Weise des spitzen Martinelli wäre da mehr am Platze gewesen, seine nachdenkliche und wägende Technik, die trifft. Herr Kutschera läßt als Gigerl seine Helden vergessen. Fräulein Hell, die immer so heult, werde ich nie vergessen und verwinden können. Darum spielen sie jetzt auch die junge, begabte Bauer gegen die ältere Kollegin aus, jenes liebe, blasse Mädchen, das rührt.

Aber wie Herr Broda den Moritzky gab, muß man sehen. Ganz Wien sollte hin. Das ist über den Spanier Vico und den Holländer Boomeester etwas ganz Neues, wie er in diesen Moritzky hineinkriecht, ohne Rest. Er gab die Erlösung und Weihe des Abends. Es ist ein halber Kainz in ihm und eine heimliche Duse. Mir fehlen die Worte. Aber man müßte die Formel suchen für die vagen und wirren Empfindungen um das große Unerhörte der Kunst des Broda.«

In jedem seiner Referate ergoß sich eine Sturzflut neuer Eigennamen ins Land. Die Kunstgrößen, die er einführte, waren einzig und allein *ihm* dem Namen nach bekannt; oft hatte er sie von spanischen Theaterzetteln oder gar portugiesischen Straßentafeln abgelesen. Noch heute versteht er es, unkontrollierbaren Tatsachen den Schein des Erlebten zu geben, Dinge, die er gera-

de anbringen will, tiefursächlich zusammenzuhängen. Es ist — um in seinem Stil mit Goethe zu sprechen — ein ungemeiner Zettelkasten, den nicht er, sondern der ihn hat.

Als Kritiker hatte er bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Er interessierte. Mochte man auch nicht immer mit dem Ton einverstanden sein, man sagte sich doch, das ist einer, der Klärung bringt, der, auf das Unverständnis anderer nicht angewiesen, jederzeit sein selbständiges Vorurteil hat. Der seichte Impressionismus, dem sich dieser kritische Bummeler überließ, berührte anheimelnd; der Mangel an Humor, der eine seltene Standpunktlosigkeit verkleidete, aber doch diskret durchblicken ließ, gefiel, der Tadel, der kein zielbewußter Angriff, sondern vages Anrempeln war. Man klatschte Beifall, wenn er in seiner Weise Protest gegen den guten Geschmack erhob und an das dionysische Bedürfnis des Studenten erinnerte, Gewölberolläden mit dem Spazierstocke zu streifen. Dermaßen hat er oft sich ausgelebt und die Wachleute der öffentlichen Literaturordnung geuzt.

Sturm und Drang wurden eines Tages von weimarischer Vornehmheit abgelöst. Die Zeit der Reife war für ihn gekommen, blasierte Behaglichkeit trug seine Worte, und aus den Weisungen, die er von seiner Höhe an die Jugend des Landes ergehen ließ, sprach »schöne Güte«. Aber sogleich faßte dieselbe Jugend den Entschluß, ihm nachzueifern, die jüngsten sprachen von den »jungen Künstlern«, und als eines Tages das Erstlingswerk eines Neunzehnjährigen erschienen war, rief ein zwanzigjähriger Gönner aus: »Es ist mir nicht unlieb, daß die jungen Leute jetzt ein bißchen emporkommen!« Auch jene Menge von Kennern, welche die Posen erst aus zweiter Hand haben und auf die Affektationen subabonniert sind, bekannte sich jetzt zur olympischen Weltanschauung, und das ruhige Künstlerauge, mit dem einige »reine Künstler« über ökonomische Tatsachen hinwegsehen, verriet nur zu deutlich die Goethe—Naturen. Kurz, alles, was im Café Griensteidl die Zeche schuldig bleibt, war jetzt abgeklärt. Wer nicht eigentlich zur Literatur gehörte, aber den Gesprächen lauschen und Stichworte bringen durfte, begann sich als Eckermann zu fühlen. Der Führer aber, der so tat, als ob Weimar und nicht Urfahr die Vorstadt von Linz wäre, weitete seinen Blick immer mehr und wurde so vielseitig, daß man allgemein befürchtete, er werde sich am Ende noch mit Farbenlehre und Optik beschäftigen. Denn nicht zufrieden damit, eine ungefähre Kenntniss des Theaters zu besitzen, fing er jetzt an, bildende Kunst mißzuverstehen, ja abstrakt philosophische Themen eingehender zu verflachen. Für den wohlwollenden Ton, in welchem dieser erste Kenner zu seiner Menge sprach, sind die Worte charakteristisch, die er damals in einer Abhandlung über den Wert körperlicher Übungen geschrieben hat: » ... und so kann man mich jetzt, gegen meine sonst lieber sitzende und meditativ herumliegende Art, fleißig in unserer lieben Stadt spazieren sehen, ganz wie Vater Horaz, behaglich schlendernd, Schwänke im Sinn, ohne Plan.«

Über den Verkehr mit seinen Schülern ist bekannt, daß der Herr aus Linz sich jederzeit mit Selbstentäußerung für sie eingesetzt hat. Ohne ihn wäre manche junge Talentlosigkeit frühzeitig zugrunde gegangen und vergessen worden. Es sind nicht wenige, die sich rühmen können, von ihm entdeckt zu sein. Sie tragen das unverlöschliche Brandmal seiner Prophezeiung, Europa werde in vier Wochen von ihnen sprechen. »Wie ich Europa kenne«, denn — sagte er einmal — »Europa zwischen Wolga und Loire hat kein Geheimnis

vor mir.« Nun schien es aber, auch in dieser bescheidenen Einschränkung, doch ein Geheimnis vor ihm zu haben. Es wollte sich, selbst als man den Termin der vier Wochen erheblich prolongiert hatte, zu einer Äußerung über die im Café Griensteidl gemachten Entdeckungen durchaus nicht bewegen lassen. Aber vielleicht hat gerade der Umstand, daß sie nach so lärmender Inszenierung unbekannt blieben, diesen jüngsten Dichtern einen Namen gemacht.

Die Tatsache, daß einer noch ins Gymnasium ging, begeisterte den Entdecker zu dem Ausrufe: »Goethe auf der Schulbank!« Man beeilte sich, den Jüngling für das Kaffeehaus zu gewinnen, und seine Eltern selbst führten ihn ein: sollte doch gezeigt werden, daß er vom Vater die Statur, des Lebens ernstes Führen, vom Mütterchen die Frohnatur, die Lust zum Fabulieren habe. Seine Bewegungen nahmen bald den Charakter des Ewigen, seine Korrespondenzen den des »Briefwechsels« an. Er ging daran, ein Fragment zu schreiben, und war es seiner Abgeklärtheit schuldig, seine Manuskripte für den Nachlaß vorzubereiten. In hoheitsvollen Versen ließ er noch den Erben an Adler, Lamm und Pfau das Salböl aus den Händen der toten alten Frau verschwenden dann studierte er sich seine »Letzten Worte« ein.

Eine der zartesten Blüten der Dekadenz sproß dem Café Griensteidl in einem jungen Freiherrn, der, wie man erzählte, seine Manieriertheit bis auf die Kreuzzüge zurückleitet. Die Art des jungen Mannes, der sich einst zufällig in das Kaffeehaus verirrt, gefiel dem Herrn aus Linz. Als jener sich vollends zu der enthusiastischen Bemerkung hinreißen ließ: »Der Goethe is ganz g'scheit«, da fühlte dieser: hier lag eine Fülle von Affektation, die der Literatur nicht verloren gehen durfte. So ward in dem Jüngling das Bewußtsein seiner Sensitivität geweckt, welches ausgereicht hätte, ihn zu produktivem Schaffen anzuregen. Dazu kam eine mit Kalksburg¹ übertünchte Phantasie, und als das Produkt jener geistigen Beschränktheit, welche, von den sich an das Wort »wienerisch« knüpfenden Vorstellungen ausgefüllt, unter dem Namen »reines Künstlertum« geläufig ist, entstand eine Novelle, »Der Kindergarten der Unkenntnis«.

Kein Wunder, daß sie dem Entdecker gefiel. Er stellte den Autor neben Goethe, den neuerlich zu feiern er Gelegenheit fand, und freute sich, daß ihm das Verständnis für den ihm unbekanntem Meister aus der Überschätzung des ihm bekannten Dilettanten so schön aufgegangen war. Goethe hatte die Bausteine für einen jungen Ruhm und die Phraseologie einer neuen Kunst für das Café Griensteidl zu liefern. In der Tat erschien das kunstphilosophische Grundprinzip von dem »Besondern, aus dem das Allgemeine zu ziehen« und dem »Einzelfall, der in das Ewige zu rücken« ist, wiederholt kompromittiert und als modernes Schlagwort protzig hingestellt, auf die letzte literarische Sensation insofern anwendbar, als hier der Herr aus Linz für eine besondere Talentlosigkeit das allgemeine Interesse in Anspruch nehmen wollte und die Blamage, die wohl ein Einzelfall war, in das Ewige zu rücken gewußt hat.

Noch oft hat Goethe ihm in der Folgezeit wichtige Dienste geleistet; sein Zettelkasten wuchs, entwickelte sich, reifte. Die sattsam bekannte Anekdote von dem Hunde Bello pflegt er noch heute gegen den einst von ihm verteidigten Naturalismus auszuspielen, und als die literarische Eigentumsfrage akuter wurde, glaubte er für die künstlerische Verklärung des Plagiats sich

1 Gemeinde bei Wien

auf Goethe berufen zu sollen. Wonach sich kommunistische Gäste des Café Griensteidl so lange gesehnt hatten, der literarische Diebstahl war mit Erlaß vom 20. Juni 1896 gestattet. Zensurfreiheit und Aufhebung des Kolportageverbotes hätten das heimische Schrifttum kaum besser befruchten können.

Man mag kühn behaupten, der Wirkungskreis, den der Herr aus Linz in Wien erlangte, habe sich auf drei, bei gut besuchtem Kaffeehause vier Tische erstreckt. Vom linken Spiegeltisch an beginnt seine Popularität nachzulassen. Hier postierten sich jene Literaten, die, nicht gewillt, seine absolutistische Geschmacksdiktatur bedingungslos anzuerkennen, sich bald von ihm losgesagt und als selbständige Poseure etabliert hatten. Indes, der Einfluß des Mannes, der, wo er sich nicht direkt für eine Unbegabung eingesetzt, doch auch noch kommenden Mittelmäßigkeiten den Boden gelockert hat, sollte nicht undankbarerweise vergessen werden. Die solchen Impuls empfangen hatten, gingen allerdings, während er an der Überschätzung neuer Talente arbeitete, den Weg eigener Entwicklung. Es ist ihnen nicht leicht gemacht worden. Eigener Kraft verdanken sie den heutigen Besitz ihrer Nervenschwäche; Selfmademen der Unnatürlichkeit, mußten sie sich ihre Blasiertheit erst erwerben. Es ist nun rührend, wie aristokratische Dichter, deren Adel bereits zahlreiche Degenerationen umfaßt, sich über Standesunterschiede hinwegsetzen und ohne Stolz mit den Emporkömmlingen der Dekadenz verkehren. Diese sind eben heute der eigentliche Hort dessen, was man im Auslande als moderne wienerische Kunst zu bezeichnen pflegt, — Jung—Österreich. Wien heißt der geistige Nährboden dieser Poeten, denen ein gütiges Geschick das süße Vorstadtmädel schon in die Wiege gelegt hat, und die so genügsam sind, daß sie mit ein paar Wiener Stimmungen ihr ganzes Leben auszukommen hoffen.

Die moderne Bewegung, die vor einem Jahrzehnt vom Norden ausging, hat hier nur rein technische Veränderungen hervorgerufen. Von der inneren Wirkung neuen Stils, der das Stoffgebiet erweitern half und soziale Probleme ins Rollen brachte, ist unsere junge Kunst verschont geblieben, die geradezu in der Abkehr von den geistigen Kämpfen der Zeit ihr Heil sucht. Wenn Gedankenarmut in Stimmungen schwelgen will, muß das Wienertum für die Farbe herhalten, und der Lokalpatriotismus erwacht zu neuem, sensitiverem Dasein.

Über den vielen Kaffeehaussitzungen, die zum Zwecke einer endgültigen Formulierung des Begriffes »Künstlermensch« abgehalten wurden, sind so manche dieser Schriftsteller nicht zur Produktion gekommen. Bevor man sich nicht über eine Definition geeinigt hatte, wollte sich keiner an die Arbeit trauen, und manche hatten sich längst als Stammgäste einen Namen gemacht, bevor sie dazu kamen, sich ihn durch ihre Werke zu verscherzen. Griensteidl ist nun einmal der Sammelpunkt von Leuten, die ihre Fähigkeiten zersplittern wollen, und man darf sich über die Unfruchtbarkeit von Talenten nicht wundern, welche so dicht an einem Kaffeehaustisch beisammen sitzen, daß sie einander gegenseitig an der Entfaltung hindern.

Bis heute war in diesen Kreisen eine affektierte Beziehung zur Kunst vorgeschrieben, und das eigenartige Können der Jung—Wiener Dichter besteht darin, daß sie ein großes Interesse für lebemännische Allüren an den Tag legen, daß sie im Stande sind, von den Eindrücken eines Ronacher—Abends durch Wochen zu zehren, die Komik eines Clowns mit Behagen zu ge-

nießen und bei jedesmaligem Zusammensein die ältesten Anekdoten auszutauschen. Derselbe Geist, wenn er aus solcher Lebensfülle in beschauliches Alleinsein flieht, findet Stimmungstrost in dem Gedanken an die »stillen Gassen am Sonntag—Nachmittag« und an das »unsäglich traurige Praterwirtshaus an Wochentagen« — immer wiederkehrende sentimentale Wahnvorstellungen, die diesen rührend engen Horizont ausfüllen. Auch haben sie in Wien einige Örtlichkeiten gepachtet, in die sie ihre ganze eigene Empfindungswelt einspinnen. So müssen die Fischerstiege, der Heiligenkreuzerhof, die Votivkirche und die Karlskirche ihren Bedarf an Stimmungen decken. »Die Karlskirche gehört mir!« rief einer eines Tages, da der Tischnachbar sie ihm streitig machen wollte. Als letzterer sich mit dem Wieufer zufrieden gab, war der Grenzstreit der Stimmungen friedlich beigelegt.

Der am tiefsten in diese Seichtigkeit taucht und am vollsten in dieser Leere aufgeht, der Dichter, der das Vorstadtmädel burgtheaterfähig machte, hat sich in überlauter Umgebung eine ruhige Bescheidenheit des Größenwahns zu bewahren gewußt ¹. Zu gutmütig, um einem Problem nahetreten zu können, hat er sich ein für allemal eine kleine Welt von Lebemännern und Griesetten zurechtgezimmert, um nur zuweilen aus diesen Niederungen zu falscher Tragik emporzusteigen. Wenn dann so etwas wie Tod vorkommt, bitte nicht zu erschrecken, die Pistolen sind mit Temperamentlosigkeit geladen: *Sterben* ist nichts, aber leben und nicht sehen! ...

Nicht um Leben aufzunehmen, treten diese Nachempfinder dann und wann aus dem Schneckengehäuse ihres angeblichen Ich heraus; nur um dessen kokette Windungen andächtig zu betrachten. Ein an französischen Vorbildern geübter Formensinn läßt sie an der dekorativen Ausgestaltung ihrer nächsten Umgebung, ja der eigenen Person ein naives Vergnügen finden. Da ist ein Schriftsteller, der so große Erfolge auf dem Gebiete der Mode aufzuweisen hat, daß er sich getrost in eine Konkurrenz mit der schönsten Leserin einlassen kann ². Diesem Autor, der seit Jahren an der dritten Zeile einer Novelle arbeitet, weil er jedes Wort in mehreren Toiletten überlegt, liefert ein persischer Tuchfabrikant die besten Stoffe. Mit eisernem Fleiß schafft er an seiner Kleidung und feilt sie bis in das feinste und subtilste Detail, seine Hemden verblüffen, und da er sehr produktiv ist, läßt er exotische Muster in rascher Abwechslung aufeinanderfolgen. Stets auf Schönheit und mögliche Exaktheit einer jeden Pose bedacht, versteht er alles um sich herum zu geschmackvoller Wirkung zu vereinigen, indem er beispielsweise nur mit solchen jungen Leuten verkehrt, deren Anzug zu dem jeweiligen seinen paßt und er geht dann in der so hergestellten Harmonie der Freundschaft seelisch ganz auf. Ein gut gelegter Faltenwurf ist ihm Erlebnis, und wenn er spricht, wendet er peinliche Sorgfalt daran, seine Oberlippe dekorativ zu verwerten. So drapiert er sich selbst sein Milieu und tapeziert sich gemächlich sein Leben aus.

In seinem Kreise hat er einen sehr heiklen Dienst zu versehen. Seine Aufgabe ist es, den Toilettezustand jedes ankommenden Literaten zu visitieren und allfällige Korrekturen vorzunehmen. Das gelingt unserem Dichter oft mit ein paar charakteristischen Strichen. Hier ist er gerade damit beschäftigt, selbst die letzte Hand anzulegen, dort erteilt er zweckmäßige Weisungen, gibt

1 Arthur Schnitzler

2 Richard Beer-Hofmann

einschlägige Winke und praktische Ratschläge; hier ergänzt er die fragmentarische Schönheit einer Bicycledress, dort spricht er durch einen vorwurfsvollen Blick die Unmöglichkeit eines ganzen Hosenstoffes aus. Sein prägnanter Tadel: »Das wird sich nicht halten« oder: »Das trägt man nicht mehr« oder: »Mit Ihnen kann man nicht gehen«; sein bündiges Lob: »Das kann so bleiben«. Und man mag sich diese Kritik ruhig gefallen lassen, da unser Dichter selbst der Natur gegenüber mit ähnlichen Bemerkungen nicht zurückhaltend ist, indem er sich beim Anblick einer Landschaft schon wiederholt geäußert haben soll: »Das müsste etwas stilisiert werden!« und nur selten das Lob spendet: »Das kann so bleiben.«

Dieser Dichter nun geht in seinen Bestrebungen so weit, daß er von der eigenen Umgebung nicht mehr verstanden wird. Dem Gedankenfluge seiner polychromen Gilets vermögen die Kleinen mit ihren unbedeutenden Hemden nicht zu folgen. So hat er das Leid des einsamen Menschen zu tragen, und es erfüllt mit ehrfurchtsvollem Schauer, wenn man den von seiner Zeit nicht erfaßten Geist in seiner Zurückgezogenheit belauscht. Von allen weiß er sich am längsten mit sich selbst zu beschäftigen, auf sich zu konzentrieren. Ferne dem lärmenden Treiben, sitzt er stundenlang vor dem Spiegel: — enfin seul mit seiner Krawatte! ... Aber auch er wird sich durchsetzen, und in gerechter Würdigung seiner Verdienste wird es von ihm einmal heißen:

»Er war ein Dichter, der sich nicht nach der Schablone anzog, eine eigenartige Begabung, die sich noch in der durchaus selbständigen Form der Stiefletten äußerte. Dieser sensitiven Natur ist ein falscher, nicht am Hemd angenähter Kragen stets stimmungswidrig gewesen. Seiner scharfen Beobachtungsgabe, die noch durch ein feingeschliffenes Monokel verstärkt war, entging kein Toilettefehler, und die Empfindungen, die in ihm eine schicke Krawatte hervorzurufen wußte, vermochte ihm ein Taschentuch, das zu weit aus der Rocktasche heraushing, sogleich wieder zu zerstören. Die intensivsten Stimmungen, die originellsten Gedanken, welche anderen zu literarischen Erfolgen verholfen hätten, er hatte sie in seinen schönen Gürteln angelegt. Dieser Dichter war eine Individualität. Gott schütze uns vor seinen Epigonen!«

Man sieht, es ist nicht immer nur das Fachinteresse, auf welches Gäste des Literatur—Cafés rechnen können; einige tragen ja doch auch eine allgemein menschliche Komik zur Schau. Man verzeihe, daß sie unbedeutend sind, und man wird sich ihrer Wirksamkeit freuen. Der kleinste Streber, der in dem Kampfe um das Kaffeehaus—Dasein sich durchsetzen will und nach einer festen Position an dem Tische der fertigen Literaten ringt, darf nicht übersehen werden. Die Entwicklung werdender Talentlosigkeit gibt eine Fülle von Beobachtungen an die Hand, und pikant ist es, durch ein Kaffeehausfenster zuzusehen, wie sich heute der Neuling durch den gestern gemachten Mann lanciert.

Da fällt zunächst ein Schriftsteller auf, der sich aus schüchternen Anfängen zum Freunde des Burgtheater—Autors emporgerungen, ein Parvenu der Gesten, der seinen literarischen Tischgenossen alles abgeguckt hat und ihnen die Kenntnis der wichtigsten Posen verdankt ¹. Haben es die anderen in der

1 Felix Salten

Unnatürlichkeit bereits zu einiger Routine gebracht, ihm sieht man stets noch die Mühe an, die ihn seine Nervosität kostet. Immerhin hat er sich heute doch schon glücklich drei Nerven zusammengescharrt, die ihm die Ausübung einer bescheidenen Sensitivität erlauben. So legt er besonderen Wert darauf, es nicht vertragen zu können, wenn man mit einem Messer auf dem Teller kratzt. Aus solchen Vorfällen, die in anderen das normale Unbehagen erzeugen, empfängt er die Anregung zu dichterischem Schaffen. Hier liegen Art und Stärke seines Talentes. Nach den Stoffen hatte er nie weit zu gehen. Er schrieb immer das, woran seine Freunde gerade arbeiteten, und da die Jung—Wiener Schule einstimmig das Thema vom Sterben gewählt hat und mit vereinten Kräften dem Tode ein paar Novellen abzurufen bemüht ist, sehen wir ihn mit der Empfindung einiger Sentimentalitäten über Begräbnisse, Friedhofskränze und Hinterbliebene eifrig beschäftigt. Seine Produktion muß man sich so vorstellen, daß er, eine Art Nuancenzuträger, sämtliche Einfälle seines akkreditierteren Freundes in Aufbewahrung hat und dafür jeden zehnten benutzen darf. Wiewohl er in einem Ausverkauf von Individualitäten billig zu einer solchen gekommen sein soll, hat sich ihm das reine Künstlertum auf die Dauer doch nicht rentiert. Er, dem es in seinem Kreise stets eingeschärft worden war, auf die Tagesschriftsteller mit Verachtung herabzusehen, lief bald in den Hafen der Journalistik ein, aber mit dem festen Vorsatz, sich als ehemaliger Literat über das Niveau seiner nunmehrigen Kollegen zu erheben. Glücklicherweise war ihm noch von früher her der Tonfall modernen Stils im Ohre geblieben, seine Freunde hatten ihm einige unterstandslose Beobachtungen mit auf den Weg gegeben, und ein paar verkommene Nuancen, die einst vom Tische abgefallen waren, raffte er noch in Eile auf. Im übrigen mit einer tüchtigen Portion Selbstvertrauen begabt, wohl wissend, daß er, wo er sich nicht auf seine Freunde verlassen könne, schon auf eigene Faust undeutsch schreiben werde, begann er seine Tätigkeit. Zunächst fragte er einen Wachmann nach der Lage des Theaters, dessen Tradition zu bekämpfen er entschlossen war. Man kann sagen, er hat bis heute doch die wichtigsten Stücke Schiller's und Shakespeare's gesehen warum zögert die Direktion so lange mit dem Königsdramen—Zyklus? »Hamlet« z.B. sah er gelegentlich einer Neubesetzung zum ersten male, wobei er als gewissenhafter Rezensent nicht verfehlte, vorher sich von der Direktionskanzlei das Manuskript zu erbitten, und mit der ganzen Lapidarität, mit der sich seine Seichtheit nicht selten auszudrücken liebte, soll er kürzlich, entzückt, so weit es seine Würde zuließ, ausgerufen haben: »Man wird die Wolter im Auge behalten müssen!« Stets hat er sich als der schneidige, unabhängige Kritiker erwiesen, der weder nach oben, noch nach unten Konzessionen macht, ja selbst mit Hintansetzung aller grammatikalischen Rücksichten gegen Übelstände energisch Stellung zu nehmen bereit ist. Der reformatorische Eifer berührte sympathisch, wenn er, ein eingewurzelt Vorurteil bekämpfend, dem Schauspieler Martinelli »eine breite, behagliche Gemütlichkeit« nachrühmte. Als Ironiker stand er allzeit auf eigenen Gänsefüßchen, und wenn es die Geißelung des bekannten Wiener Komödiantenkultus galt, drohten in der Druckerei die Anführungszeichen auszugehen, denn immer neue uninteressante Seiten wußte er diesem Thema abzugewinnen. Einige Fremdwörter kamen ihm so neu vor, daß er es mit ihnen immer wieder versuchen zu müssen glaubte; so behauptete er stets, daß Herr Reimers ad spectatores spreche und daß das Fräulein Bleibtreu karyatidenhaft sei. Vielleicht war hier die Freude, Ausdrücke, die man sonst erst im Obergymnasium kennen lernt, schon nach vier Klassen zu beherrschen, doch etwas zu stark betont.

Eines Tages ließ er sich Muther's »Geschichte der Malerei des XIX. Jahrhunderts« als Rezensions—Exemplar kommen und ward so Kunstkritiker. Als bald darauf die Muther—Hetze losging und der berühmte Kunsthistoriker vielfach des Plagiats beschuldigt wurde, erzählte man sich, Muther habe auch unseren Rezensenten benützt.

Im journalistischen Dienste hart mitgenommen, hat sich der Literat bis heute doch seine Eigenart zu wahren gewußt. Die Verwechslung des Dativs mit dem Akkusativ gelingt ihm noch immer mit unverminderter Jugendfrische. Anfänglich hatte er wohl mit dem Widerstand der Setzer zu kämpfen, die bekanntlich immer klüger sein wollen als der Schriftsteller und gerne korrigieren, weil sie für undeutsch ansehen, was individuellster Ausdruck einer künstlerischen Persönlichkeit ist. Aber bald lernten sie die Eigenart unseres Autors respektieren, und sein Talent setzte sich durch. Ungehindert konnte er sich nun ausleben, und man erkannte ihn auch in nicht unterzeichneten Artikeln. Wenn er z. B. bei einer alternden Schauspielerin den »heißen Atem« vermißte, »der *Einem* nur aus kindlichem Mädchenbusen anweht«, so wäre es ein übriges gewesen, hier auch noch seine Chiffre hinzuzufügen. Selbstverständlich begegnet er *die* Leute, aber auch diesen Akkusativ weiß er wieder zu verwechseln und gelangt zu einem ganz unerwarteten Resultat, wenn er schließlich von Leuten spricht, die einem begegnen, und so durch ein Versehen das Richtige findet. Anlässlich des Sonnenthal—Jubiläums im Vorjahre hat er, der Bedeutung des Gefeierten entsprechend, mehrere falsche Kasse gebracht. Er erzählte damals, »die vierzig Jahre, die der Künstler dem Burgtheater treulich gedient«, hätten »*ihm* zum Repräsentanten dieser geliebten Bühne gemacht«, man habe Sonnenthal »zu verstehen geben wollen, daß man *ihm* noch immer gerne in seinen jugendlichen Rollen zu sehen wünsche«, woran er die allgemeine Bemerkung knüpfte, der Schauspieler müsse seine Rolle leben, er müsse »in *sie* aufgehen«. Wo es die Besprechung von dramatischen Anfängern galt, zeigte er sich stets nachsichtig; ein Tadel, erklärte er vornehm, würde »*Einem* nur au niveau mit dem Dilettanten setzen«. Als die Zeitung, bei der er tätig ist, einst die telegraphische Nachricht brachte, die »serbisch—montenegrinische Verbindung mitsamt *des* daranhängenden Heiratsgedankens« stehe in Frage, ließ man sich damals vielfach zu der Meinung verleiten, daß er auch die Depeschen einrichte, was einer entschiedenen Überschätzung seines Wirkungskreises gleichkam, da das Ressort unseres Freundes ausschließlich die Verwechslung des Dativs mit dem Akkusativ, nie mit dem Genitiv, und auch diese nur im Theater— und Kunstteile, umfaßt.

Kein Mensch wird ernstlich behaupten, daß solche und ähnliche grammatikalische Eigenheiten *einem* in der literarischen Karriere behindern können. Vollends durch die Präntention, mit *die* er seine Seichtigkeiten vorbringt, vermag ein Schriftsteller jederzeit auf *dem* Leser zu wirken.

Was nun über den literarischen Rahmen hinausreicht, soll uns nicht interessieren. Einige wollen sich zu den Ansichten, die er da vertritt, nicht bekennen; dafür gibt es wieder zahlreiche, die gläubiger sind. Dies bestärkt ihn in seiner Zuversicht und gibt ihm Mut zu neuen Taten. Die Bühnensiege seiner Freunde haben ihn berauscht, jetzt heißt das Ziel seines ganzen Strebens: Aufgeführt werden!, und schon sehen wir ihn einen kurzen Seitenweg hinter die Kulissen des Burgtheaters einschlagen ...

Und nun von ihm, der an dieser Stelle eine unerwartete Bevorzugung erfahren, hinweg zu anderen Tischgenossen, die schon warten und sich über Parteilichkeit der Bedienung beklagen. Der bleiche Dichter des athenischen Gassenstückes, durch den Erfolg verwöhnt, ist bereits ungeduldig. Er, der weder radfahren noch kegelschieben kann, mithin dem Direktor der Hofbühne die Entdeckung seines Talentes erheblich erschwerte, hat sich doch im Burgtheater festzusetzen gewußt. Dies soll daher kommen, weil sein Werk eine höchst glückliche Verbindung mißverstandenen griechischen und nicht erfaßten modernen Geistes bedeutet. Für das Wienertum seiner Umgebung bringt er eine unsägliche bukowinerische Note mit, die sich insbesondere darin kundgibt, daß er den x—füßigen Jambus mit großer Geschicklichkeit anwendet. Sein Stück erweckt den Eindruck, als ob es über Aufforderung Büchmann's geschrieben wäre. Es enthält eine Reihe überaus mühsam geflügelter Worte, in der Art: »Die Sehnsucht nach dem Glück ist mehr als Glück« oder: »Wie wenig kennt das Volk doch seine Geister!« Und über dem Ganzen liegt es wie ein Hauch von Gindely, aber vom kleinen ... Der Ruf eines Grillparzer—Epigonen schmeichelt ihm so sehr, daß er, um denselben wenigstens teilweise zu rechtfertigen, beabsichtigen soll, sich jetzt um eine Staatsbeamtenstelle zu bewerben und auch fürder sich streng nach des Dichters Biographie zu richten. Wenn er schon aus der altösterreichischen Tradition nicht herausgewachsen ist, entgehen lassen will er sich sie keinesfalls. Möge es ihm nach den Aufregungen und Strapazen der Premiere nun auch gegönnt sein, in Ruhe zu erleben, was er in seinem Stücke gedichtet hat!

Wer ist jener lebhafteste Jüngling, der eben an die Herren des Kreises mit Fragen aller Art herantritt ¹? Eine der seltsamsten Erscheinungen der Kaffeehauswelt, hat er sich dadurch, daß man ihn noch niemals sitzen sah, zu einer stehenden Figur des Griensteidl herausgebildet. Er hängt insofern mit der Literatur zusammen, als ihm die Aufgabe obliegt, des Nachts die Dichter nach Hause zu begleiten. Hat einer der Herren einen Erfolg aufzuweisen, so wird Er größenwahnsinnig, und oft ist er durch das Lob, das andere ernten, recht übermütig geworden. Mit seinen literarischen Kollegen hat auch er von Goethe manche Anregung erfahren:

Er ging ins Kaffeehaus
So für sich hin,
Und nichts zu nehmen,
Das war sein Sinn.

Dabei ist er der fleißigste Stammgast. Die Marquere haben sich an diesen Zustand gewöhnt. Anfangs mußte er wohl, wenn die andern bestellt hatten, stets wiederholen: »Mir bringen Sie nichts«; jetzt ist Heinrich schon eingeweiht und sagt immer gleich von selbst: »Herr Doktor — wie gewöhnlich«. Nur selten kommt es vor, daß Heinrich in seiner feinsinnigen Weise in den Bart brummt: »Zum Anregungenholen allein ist das Kaffeehaus nicht da«, aber sonst kann unser Gast mit der Bedienung zufrieden sein; er müßte sich beklagen, wenn sie zu aufmerksam wäre. Man hilft ihm nicht von seinem Hut und schweren Winterrock und läßt ihn stundenlang Vorträge über die Bedeutung der ihm Zuhörenden halten. So steht er da, Begeisterung schlürfend,

1 Leo Feld (Hirschfeld)

heftig gestikulierend: er wäre ein großer Schmock geworden, auch wenn er ohne Hände auf die Welt gekommen wäre

Die Jung—Wiener Dichtergalerie besitzt einen Charakterkopf, der sehr hübsche Ansätze zu einem Dulderantlitz zeigt ¹. Dieser Dekadent (Abteilung für Lyriker) ist durch drei stattliche Gedichtbände, in denen er bewiesen hat, daß er verwelkte Nerven besitzt, für den literarischen Tisch legitimiert. »Neurotica« wurden konfisziert und hatten »Sensationen«, diese aber »Gelächter« im Gefolge. Die echte Dichtergabe, aus minimalen Erscheinungen ungeahnte Anregung zu ziehen, ihm ist sie nie versagt geblieben. Stets hat er um mehrere Grade höher gedichtet als erlebt, und wenn man sich nach den Urheberinnen seiner Ekstasen erkundigte, konnte man staunend erfahren, was so ein dämonisches Weib für Minderbemittelte alles im Stande ist, wenn es von einem modernen Lyriker empfunden wird. Einst gab er vor, »alles, was seltsam und krank«. zu lieben. Die Kritik glaubte indes, den Sitz seines Leidens in der Lektüre Baudelaire's gefunden zu haben, verordnete ihm strengste Diät und untersagte ihm jede Maniriertheit. Er nun, aus Furcht, in eine unheilbare Gesundheit zu verfallen, kehrte sich an diese Maßregeln nicht. Hektische Verse flößten ihm Wohlbehagen ein, er erwarb ein literarisches Wappen, in welchem sich eingezeichnet finden: ein Herz, das müd und alt, ein Sinn, der welk und kalt, sowie ein Strauß schwindsüchtiger Tuberosen, mit heimlichen Nerven umwunden. Der Erfolg enthebt ihn aller Reuepflichten und bei seiner Jugend ist er heute schon ein geübter Greis.

Endlich einmal ein wirklich Nervöser ²! Das tut förmlich wohl in dieser Umgebung des posierten Morphinismus. Es ist kein Künstler, nur ein schlichter Librettist, der hier den anderen mit gutem Beispiel vorangeht. Abgehetzt, von den Aufregungen der Theaterproben durch und durch geschüttelt, nimmt er geschäftig Platz: Kellner, rasch alle Witzblätter! Ich bin nicht zu meinem Vergnügen da! Während seine modernen Tischgenossen in das geistige Leben Wandel zu bringen bemüht sind, sehen wir ihn dem Handel Eingang in die Literatur verschaffen. Seine Beziehungen zur Bühne sind die eines produktiven Theateragenten, und er entwickelt eine fabelhafte Fruchtbarkeit, die sich auf die meisten Bühnen Wiens erstreckt. Nach jeder einzelnen seiner Operetten glaubt man, jetzt endlich müsse er sich ausgegeben haben. Doch ein Antäus der Unbegabung, empfängt er aus seinen Mißerfolgen immer neue Kräfte. Er erscheint fast nie allein auf dem Theaterzettel, und pikant müßte es sein, die beiden Kompagnons an der Arbeit zu sehen. Hier ergänzen sich die Individualitäten wohl so, daß, was dem einen an Humor fehlt, der andere durch Mangel an Erfindung wettmacht. Der andere ist talentlos aus Passion, der eine muß davon leben. Doch scheint das Geschäft seinen Mann zu nähren. Heute gehört ihm eine Villa, am Attersee herrlich gelegen — mit Aussicht auf den Waldberg.

An diesen Kreis von jungen Männern, die nicht schreiben können, sich aber immer nur auf den einen Beruf kaprizieren, schließt einer sich an, der durch Vielseitigkeit wohltuende Abwechslung bietet: Er kann auch nicht malen. Erst in gereiften Jahren ging er daran, seiner Unbegabung auch schriftstellerischen Ausdruck zu geben, nicht ohne sich vorher eine feste Grundlage umfassender Bildungslosigkeit geschaffen zu haben, und lange bevor er durch

1 Felix Dörmann

2 Viktor Léon

seine eigenartigen Beziehungen zu der deutschen Grammatik von sich reden machte, konnte er auf zahlreiche Mißerfolge als bildender Künstler hinweisen. An ihm zerschellt jenes bekannte Witzwort, das noch alle, die zwei Beschäftigungen in einer Hand vereinigen wollten, glücklich getroffen hat: die Schriftsteller wissen nämlich schon, daß er *kein* guter Maler, und die Maler täuschen sich nicht mehr darüber, daß er *kein* guter Schriftsteller ist. Der Letztere bezog lange Zeit hindurch seinen Stil aus Linz, von wo ja bekanntlich seit einigen Jahren alle literarischen Reformversuche ihren Ausgang nehmen. Die Gewalt, die er bereits nach kurzer Schulung der deutschen Sprache antrat, war eine unvergleichliche. Wenn es fremdländische Eigennamen in deutscher Satzverrenkung darzubieten galt, beschämte er den Meister. Einige seiner Perioden werden ihm unvergessen bleiben. Die Sensation einer Ehescheidungs—Affäre und des flammenden Protests, den die Heldin gegen ihre Verfolger publiziert hatte, erreichte erst den Höhepunkt, als unser Schriftsteller zur Feder griff und die erlösenden Worte niederschrieb: »Das Prozeßgebäude, über welches sie sich ergeht, hing lange Jahre wie das Schwert des Damokles über dem Haupte der Verfolgten«. Ein kleiner Artikel zu Hanslick's siebzigstem Geburtstage — und die gesamte Auflage seines Blattes war vergriffen. Hanslick, schrieb er damals, sei »in Prag geboren, früh auf den Spuren seiner Zukunft« gewesen. Den Feuilletonisten rühmte er also:

Des flüchtigen Blattes Teilung, wo der Geist sich von der sorgenvollen Schwere des Leitartikels, von den ernsten Dingen der Politik erholen, in schönen Gefilden wandeln und sich belehrend erfreuen soll können, bietet, wenn er die Feder führt, in reichlicher Münze das, wozu unter dem Striche der ersten Zeitungsseite das Feuilleton erschaffen ist. Und wenn man sagen sollte, wie es denn sei, daß es gerade von ihm das richtige wäre, wo all die tausend Schreiber mit dem lustigen Worte zur langweiligen tödlichen breitgequatschten Sache Frevel und Mißbrauch treiben, so hielte es schwer im Vergleiche.

Aus einer impressionistischen Beschreibung des Leichenbegängnisses eines hohen Herrn:

Gell und grauenhaft steigen Hilferufe auf; ich sehe Körper auf der Straße liegen und Menschenfüße sie fast zertreten. Ich sehe Kinder mit entsetzensvollem Ausdruck. Warum man doch immer gerade Kinder mitnimmt ins Gedränge? Warum man der Säuglinge kleine zitternde Körper nicht schont und in die ersichtliche Gefahr des Erdrücktwerdens bringt?

In den Zweigen der Bäume hängen Buben und Männer. Vergebens sucht man sie zu vertreiben. Immer wieder klettern sie hinauf. Selbst am Gitter des Volksgartens stellen sich Neugierige auf. Sie können zwar nichts sehen; sie bleiben jedoch dort. Sie wollen es so ...

Hofrat Kozarek erscheint ...

Es fliegen die Hüte von den Häuptern vor dem Leichenwagen mit den blendenden Schimmeln in ihren goldstarrenden Schabracken ...

Die hellen Klingen gleiten um Haaresbreite an den Gesichtern der Zuschauer hinter ihnen vorüber ...

Besondere Zustimmung aber fand er, als er einmal Gelegenheit nahm, sich über die »schwerflüssigen Sprachwerkzeuge des Herrn Kutschera« auszulassen.

Die syntaktischen Reformen, die er in unser Schrifttum einführte, haben den Mann populär gemacht. Aber auch inhaltlich hat er, durch Meinung und Tonart seiner Aufsätze, jederzeit im Sinne einer Volksaufheiterung gewirkt. Einer großen Zugkraft erfreuten sich die köstlichen Wahnvorstellungen, die er zu produzieren pflegte, die grotesken Überhebungen, zu denen sich der »gemütliche Wiener Biz« verstieg. Keine bedeutungsvolle Entdeckung, die ohne *seine* Mithilfe gemacht worden wäre, keine künstlerische Persönlichkeit, die nicht von *ihm* die erste Anregung empfangen hätte; alles verdankt *ihm* seine Entstehung, alle hat er »gemacht«. Mascagni's Größe hatte er gleich erkannt:" » ... Ich trug das Meine bei, um ihm zu helfen mit gefälligen Reklamen ... So nützte ich ihm gerne, wie gesagt: ich nützte immer anderen gerne; auch heute noch.« Länger dauerte es, bis ein deutscher Dramatiker ihn für sich gewann. »Endlich« ruft er aus »ist es Hermann Sudermann gelungen, mich vollständig zu überzeugen!«

Wo der Schriftsteller, sei es durch Undeutsch oder Größenwahn, das ganze Interesse der Öffentlichkeit absorbiert, bleibt für den Maler nichts mehr übrig. Nun könnte gerade er dem Stilleben zu bedeutendem Aufschwung verhelfen und namentlich als Stilblütenmaler Hervorragendes leisten. Dem Porträtisten begegnet man schon lange mit Mißtrauen, welches ihn derart empfindlich gemacht hat, daß er aus einem Vereine, dessen Obmann er gemalt, tief gekränkt seinen Austritt nahm. Zuletzt haben sich nur mehr Verstorbene von ihm zeichnen lassen. Kein Tadel kann ihn in solchen Fällen treffen: hat er doch hier die Entschuldigung der vom Tode entstellten Züge für sich.

Probleme sind es, des Schweißes der Edeln wert, welche eine benachbarte Tischgesellschaft in Atem halten. Kein literarischer Mißton stört die reine Theaterfreude dieser Menschen, kein Jung—Wiener Künstler verirrt sich hierher. Wer hat am 24. April im Stadttheater in Regensburg den dicken Herrn in der »Wildente« gespielt? Wann trat Herr Rottmann im Burgtheater zum letztenmal auf? Diese und ähnliche Themen, sonst mit Leidenschaft erörtert, müssen doch in den Hintergrund treten, wenn die Lebensfrage auftaucht: Sind heut' Freikarten? Jedem Schauspieler ist ein Theaterinteressent an die Seite gegeben, der ihm mit demselben Respekte zuhört, wie jener dem Kritiker des Tisches. Da gibt es pathetische Vorstadtmimen, die in der Josefstadt die Tradition des Burgtheaters aufrechterhalten; da finden wir Bühnengrößen, die auf eine langjährige Wirksamkeit in der Theaterloge zurückblicken können und sich einen Ruf als Zuschauspieler des Burgtheaters gemacht haben.

Es folgen Tische, deren Verhältnis zur Literatur nur noch ein sehr gelegentliches ist. Hier sitzen Leute, deren Talent sich in den Randbemerkungen und Glossen ausgiebt, mit welchen sie sämtliche im Literatur—Café aufliegenden Zeitschriften versehen. Manche schreiben in die vornehmsten Revuen des In— und Auslandes. Diese Autoren unterzeichnen nicht mit vollem Namen, bleiben demnach dem großen Publikum unbekannt. Gleichwohl besitzt ein jeder von ihnen seine markante Eigenart. Da ist einer, der durch Jahre und in dem Wechsel der Richtungen, dem dieses Kaffeehaus unterworfen war, seinen Standpunkt bewahrt hat; von ihm liest man immer noch die eine Äußerung: »Jud!«

Nicht einmal zu dieser Höhe der Produktion vermochte sich eine Gruppe von Jünglingen emporzuschwingen, denen nur der Vorwand, Stimmungen leicht zugänglich zu sein, ein Plätzchen im Lokale der modernen Schriftsteller eingeräumt hatte. Manche unter ihnen wußten sich noch insoweit nützlich zu machen, als sie den Verkehr zwischen den einzelnen Tischen vermittelten, den Gästen Theaternachrichten zutrugten und vielen wirklich die Lektüre der Journale ersparten. Manche wiederum schienen redlich bemüht, die freien Gewohnheiten pariserischer Bohemiens nachzuahmen; der Wille war gut, die Begabung zu schwach für das Nichtstun. Als diese Gesellschaft eines Tages nicht mehr erschien, versicherte Heinrich in seiner feinsinnigen Weise, die Herren seien nicht nur den Beweis literarischer Fähigkeiten schuldig geblieben.

Schweren Herzens werden jetzt alle anderen von der trauten Stätte ihres Wirkens scheiden. Man rüstet zum großen Exodus. Der Demolierarbeiter pocht an die Fensterscheiben — es ist die höchste Zeit. In Eile werden alle Literaturgeräte zusammengerafft: Mangel an Talent, verfrühte Abgeklärtheit, Posen, Größenwahn, Vorstadtmädel, Krawatte, Manierirtheit, falsche Dative, Monokel und heimliche Nerven — alles muß mit. Zögernde Dichter werden sanft hinausgeleitet. Aus dumpfer Ecke geholt, scheuen sie vor dem Tag, dessen Licht sie blendet, vor dem Leben, dessen Fülle sie bedrücken wird. Gegen dieses Licht ist das Monokel bloß ein schwacher Schutz; das Leben wird die Krücke der Affektation zerbrechen ...

Wohin steuert nun unsere junge Literatur? Und welches ist ihr künftiges Griensteidl?



